

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 22 (1838)

49 (4.12.1838)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-791537](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-791537)

Oldenburgische Blätter.

№ 49. Dienstag, den 4. December. 1838.

Oldenburgischer Nekrolog.

(Fortsetzung.)

Anton Wilhelm Cramer, Rechnungssteller in Fever, geb. den 1. November 1777., gest. den 4. Nov. 1837.

Sein Vater Anton Wilhelm C., vorhin Hofprediger zu Kniphausen, war Consistorialrath und erster Prediger zu Accum in der Herrschaft Kniphausen, als dieser, sein Sohn daselbst geboren wurde. Die Mutter desselben, eine geb. Kiedeburg, war seine zweyte Frau. Er hatte seine Söhne, deren drey ihn nur überlebt haben, für die Theologie bestimmt und die beyden ältesten sind auch als Prediger gestorben, aber dieser jüngste war erst 14 Jahre alt, als er im Juni 1792. starb. Bisher hatte er denselben selbst unterrichtet, jetzt gab dessen Mutter ihn zu dem Pastor Drees in Dyckhausen in Kost und Unterricht. Als sie aber ein halbes Jahr später nach Barel zog, nahm sie ihn wieder zu sich und er genoß nun den Unterricht des damals dort als Schloßprediger angestellten, vor nicht langer Zeit in Bremen verstorbenen, Pastor Beckenn, der ihn auch im Frühjahr 1794. confirmirte. Jetzt fehlte es indeß an hinlänglichem Vermögen zum Studiren, und so

mußte er sich entschließen, bey einem Kaufmann in Bremen als Lehrling einzutreten, wo er auch noch später als Commis bis 1800. blieb.

Die erste Frau seines Vaters war eine Adoptivtochter und die Erbin einer Freyfrau von Kessel, des letzten Sproßlings der alten Häuptlingsfamilie von Werbum in Ostfriesland gewesen, und von ihr war das Eigenthum der Herrlichkeit Werbum auf ihren einzigen Sohn, den Halbbruder C.'s übergegangen, welcher vor seinem Vater kinderlos starb, so daß dieser von ihm das Gut erbte und es nach dessen Tode an seinen ältesten Sohn zweyter Ehe kam, der sein Nachfolger als erster Prediger zu Accum geworden war.

Auf diesem Gute etablirte C. im Jahre 1800. mit zwey Compagnons eine Getraidehandlung, die aber in Folge erlittener Verluste schon im folgenden Jahre wieder einging und ihm zugleich sein kleines, zum Theil erworbenes Vermögen raubte. Er begab sich nun zu seinem Bruder nach Accum, trieb dort einige Commissionsgeschäfte und verhey-



rathete sich im J. 1802., worauf er eine Detailhandlung etablierte, die den glücklichsten Fortgang hatte. Als aber er und seine Frau im J. 1806. erkrankten und lange darnieder lagen, kam er durch untreue Wirthschaft seiner Leute dahin, daß er im J. 1807. abermals sein Vermögen seinen Gläubigern abtreten mußte. In den Jahren 1808. und 1809. nahm er sehr thätigen Antheil an dem Handel nach Helgoland, der ihm als Einwohner der Herrschaft Kniphausen zwar nicht durch Landesgesetze verboten, aber doch wegen der holländischen Occupation des Landes gefährlich war. Auch hier war er unglücklich und verlor seinen ganzen Gewinn auf einmal wieder in einer guten Ladung, die als Priße nach Barel aufgebracht wurde. Als darauf Napoleon Holland und also auch die Herrschaften Zeven und Kniphausen dem französischen Reiche einverleibte, suchte er in Zeven eine Anstellung und fand solche als Buchhalter und Cassirer bey dem Notariats-Bureau für öffentliche Verkäufe. Schon war er als Clerc des Notariats eingeschrieben und hatte die Aussicht auf die erste Vacanz eines Notariats, als die Vertreibung der Franzosen auch diese vernichtete und ihn mit vier kleinen Kindern (seine Frau war 1812. gestorben) ohne Erwerb und ohne Aussicht ließ.

Seine frühere Bestimmung für eine gelehrte Laufbahn hatte in ihm eine Neigung zu wissenschaftlichen Beschäftigungen erregt, die in allen spätern Lagen des Lebens ihn nie verließ und besonders suchte er sich durch poetische Versuche zu erheitern, zu ermutigen und zu stärken. Zu Neujahr 1814. erschien das erste gedruckte Gedicht von ihm im Zeverschen Wochenblatte und der Beyfall,

den es fand, ermutigte ihn, 21 Gedichte, größtentheils Zeitereignisse besingend, unter dem Titel: »Blüthen, am Fuße des Helikons gepflückt und auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt,« herauszugeben und den Ertrag derselben dem damals errichteten Frauenverein zur Verpflegung verwundeter Krieger zu überweisen.

Im J. 1814. nahm er die Stelle eines Buchhalters in der ausgebreiteten Handlung des Pferdehändlers Friedrich Christians in Zeven an, und in den Jahren 1815. und 1816. verlebte er eilf Monate als Bevollmächtigter dieses Hauses in Amsterdam, wo er die Auszahlung einer ansehnlichen Forderung desselben an die königl. niederländische Regierung betrieb. Hier, wo er viele Mußestunden hatte, beschäftigte ihn besonders die Poesie, und die Früchte derselben gab er 1817. unter dem Titel: »Gedichte von A. M. Gramer bey Wittve Hynner und Sohn in Aurich« heraus.

Im J. 1817. wurde er als Rechnungsführer im Kreise Zeven recipirt und lieferte nun bis zum J. 1820. nicht allein mehrere profaische und poetische Aufsätze zur »Ostfriesischen Monatschrift,« sondern kündigte auch im J. 1818. gemeinschaftlich mit dem nun auch verstorbenen Pastor Lauts zu Silkenstede, damals zu Cleverns, eine Zeitschrift an, wovon in den Jahren 1819. und 1820. zwey Bände unter dem Titel: »Der Upstalsboom, eine Zeitschrift für Vaterlandes Wohl,« in Zeven bey Mettler erschienen sind, und worin sich außer mehreren kleinen Aufsätzen einige größere Novellen und Erzählungen, auch mehrere kleinere Gedichte und



ein größeres in 6 Gefängen aus seiner Feder befinden.

In der Hoffnung, sich eine Anstellung mit Gehalt und mit ihm mehr zusagenden Geschäften dort leichter zu verschaffen, zog er im J. 1820. nach Oldenburg, wurde auch dort als Rechnungssteller recipirt und fand, als geschickter Rechner, Gelegenheit zu manchem Erwerbe, so daß ihm in Nebenstunden auch Zeit für Poesien übrig blieb, deren viele im Bremer Bürgerfreunde abgedruckt sind. Hier verheyrathete er sich 1822. wieder und zwar mit seiner jetzigen Wittwe, einer gebornen Bach aus Zeven, wovon 6 Kinder ihn überlebt haben. In demselben Jahre gab er in Oldenburg »die Lehre von den Decimalbrüchen« heraus, weil diese bey den öffentlichen Hebungen damals eingeführt wurden. Leider brachten aber auch hier Krankheiten, die ihn und die Seinigen befielen und ihn am Erwerb hinderten, während sie die Kosten seines Haushalts vermehrten, es bald dahin, daß er nicht weiter bestehen konnte, und da es ihm doch an Vermögen fehlte, die zu einem Hebungsamte erforderliche Caution zu machen, auf den Rath seiner Freunde in Zeven entschloß, im Jahre 1825. dahin zurückzukehren. Seine Hoffnung, dort besser sein Auskommen zu finden, wurden aber auch hier durch anhaltende Krankheiten vereitelt, woran er und seine Familie von Zeit zu Zeit litt, und nur mit Mühe ernährte er sich und sie durch seine Arbeiten

als Rechnungssteller, durch Mandatariatsgeschäfte bey den Aemtern und durch Unterricht im Rechnen und Buchhalten. Dennoch verließ die Liebe zur Poesie ihn nicht, und im J. 1830. gab er ein Bändchen »Religiöse Gedichte« in Zeven bey Mettler heraus, lieferte auch später mehrere gediegene prosaische Aufsätze in den »Oldenburgischen Blättern« und Gedichte in den »Mittheilungen aus Oldenburg« und andern Zeitschriften, wie denn manche Lieder von ihm, die er bey festlichen Gelegenheiten dichtete, in Zeven noch gern gesungen werden und ihn wahrscheinlich lange überleben.

Seine Kränklichkeit aber nahm immer mehr zu und so befreiete ein bössartiges Gallenfieber, dem er in wenig Tagen erlag, ihn nur von einer langen Reihe von Leiden und gescheiterten Hoffnungen, versetzte aber seine vermögens- und hilflose Familie in die bedrängteste Lage.

Auch C. ist ein Beweis, wie so Mancher, der durch Talente und Kenntnisse in angemessenen Verhältnissen sich und Anderen hätte sehr nützlich werden können, durch äußere Umstände niedergedrückt wird, und sich nie wieder heben kann. Der Tod seines Vaters, der ihn zwang, eine andere Laufbahn zu betreten, als die, wozu ihn dieser und seine Neigung bestimmt hatten, ist die erste Quelle aller Leiden, die durch sein ganzes Leben ihn verfolgten.

(Der Beschluß folgt.)



Andeutungen über Mäßigkeits-Bereine, besonders in Beziehung auf Marschgegenden und medicinisch betrachtet von Doctor Alexander*).

Gehe ich eine Meinung über diese Anstalten abgebe, die uns vom cosmopolitischen America gekommen sind, dem Lande, das die Drunkenheit löblich zu tilgen, den Sabbath pharisäisch zu heiligen, die Sitten cynisch abzuplatten, aber die Sklaven unter Ketten und Peitschen zu halten sucht, sende ich als schützendes Vorwort voraus, daß nichts gegen diese Institute zu erinnern wäre, wenn sie nur als Mäßigkeits-Bereine austräten. Sie wollen aber Enthaltung von allen Spirituosen (mit Ausnahme des Biers) gepredigt und geübt wissen, und dadurch vielleicht ein ganzes Geschlecht erzielen, das wie die biblischen Nazirim (die aber zu höherer, geistiger Qualifikation sowohl Wein als auch Bier mieden) nicht nur körperlich und geistig kräftiger, vielmehr auch überkräftig werden solle, mit Erdenaugen in die Himmelsfenster schauend, und alle Post-mortem-Entzückungen anticipirend. Es ist, nach seinem jetzigen Willen und Treiben ein würdiger Sohn und Doppelgänger des Mysticismus. Solches Streben äußert wenigstens die Temperance-Society der Stadt Philadelphia, die zu ihrem Glück nicht Philadule, Sklavenliebe und nur Bruderliebe genannt ist, weil der Yankee-mob sie sonst am Ende zur Namensänderung gezwungen oder abgebrannt haben würde. Mit der Bruderliebe geht es aber wie mit dem Gewissen: Jeder schließt in dessen Begriff ein, was ihm hin-

ein paßt. Der Deutsche folgt dem Americaner in Tractätlein, Anticipationen und Nicht-emancipationen, und will plötzlich — mäßig seyn, d. h. gar keinen Wein und Branntwein erlauben. So hofft er in das herzlich geliebte Alterthum zurückzuführen, wo, wie Tacitus aussagt, das germanische Volk eine anständige Cerevisia gebrauet, und diese bis zum Schwinden aller Sorgen und Sinne zu sich genommen habe. Gewiß muß das Bier für einige Menschen den Vorzug verdienen, der dafür in Anspruch genommen wird; nehmen aber auch diese gelehrten Societäten die heilige Pflicht auf sich, daß die zu leerenden Krüge nur solche Gebräue enthalten, die der Gesundheit nicht nachtheilig sind, die keine Säuren, das gehörige Quantum Hopfen, kein sonstiges Bitter oder gar berauschende Mittel enthalten? Bedenken sie, daß das Bier fast eben so wirkt, wie die verurtheilten Getränke, und daß nur der Unterschied in geringerem Gehalt an Alcohol liegt (wovon sogleich weiter die Rede seyn wird)? Dies wissen sie gewiß, denn ein Bierrausch wird ihnen wohl schon vorgekommen seyn. Wissen sie ferner auch, wie Biere, in durststillender Menge, dem zu Congestionen nach dem Kopfe, zu Hämorrhoiden, Hypochondrie &c. Geneigten eher schaden, als etwas Wein oder Wein und Wasser? Wie sie als gut nährenden Stoffe Fett und Phlegma dem dazu Inclinirenden fördern helfen? So haben Weinländer relativ

*) Diese Abhandlung ist zugleich auch an die Redaction der »Zeitschrift für gesammte Medicin &c.« eingesandt und von derselben aufgenommen.



weniger Dickbäuche aufzuweisen, als Bierländer, und man vergleiche nur englische Bierbrauer und Wirthe mit französischen Weinschenkern. Daß ich dem Trinken natürlich nicht das Wort reden wolle, wird Jeder einsehen; daß man aber auch hier wieder den ganzen Baum umhaue, um einige ihn bewohnende Pilze zu vernichten, daß man das Kind wirklich mit dem Bade ausschütte, darf der Arzt nicht erlauben, zumal wenn nicht Aequivalente geboten werden, oder wenn wirklich nachgewiesen werden kann, daß diese zu sorgliche Hygiene dem höchsten Staatszwecke, dem Volkewohle, nicht anspreche.

Es ist in Marschgegenden nicht nur die Malaria (Marschlust, Marschmiasma), welche die Fieberkeime ausfäet, sondern auch das dort gewöhnlich schlechte Trinkwasser trägt viel dazu bey. Die Marschgegenden des Oldenburger Landes (Butjadinger- und Feverland) leiden deshalb häufig an Wechselfiebern und Gallenfiebern, vorzüglich wenn ein recht heißer, trockener Sommer herrscht, der das gute Trinkwasser der Gräben bald versiegen läßt, und aus dem rückständigen Schlamme den widrigsten Gestank und Modergeruch entwickelt. Bey Regenwetter ist man dort dagegen weit sicherer gegen diese Feinde und *cæteris paribus* gesünder. Von der anderen Seite leiden Marschgegenden, die immer gutes Trinkwasser haben können, weit weniger an den genannten Uebeln, die dort nicht füglich zu den Endemien gerechnet werden dürfen, z. B. ist die Gegend von Brake, Elsfleth (und selbst der nahe Moorstrich) überall, was jene Fieber betrifft, weit mehr im Gesundheitszustande bevorzugt, da sie stets gutes Wasser hat; selbst das Wasser der Moorgegenden (vielleicht durch sein Gehalt an Tannin?) scheint in dieser Rücksicht

keinen schädlichen Einfluß auszuüben, doch haben auch diese Striche gute Zuleitungen von frischem Wasser. Nur im Sommer 1826. und 1827. herrschten auch hier jene Fieber, weil das durch die große Sturmfluth (Febr. 1825.) ins Land gedrängte und in verschiedenen Lachen gebliebene Salzwasser, nebst dem eingeführten Schlamme, theils durch die eingetretene, anhaltende Hitze evaporirt wurde, theils sich mit dem sonst guten Wasser amalgamirt hatte. Denn obgleich durch die Siele stets frisches Wasser zugelassen werden kann, so war doch durch das angegebene Stehenbleiben, Festsetzen und Verdunsten der salzigen und moderigen Bestandtheile der ausgesäete Keim bald zu widrigem Wachsthum gediehen. Dennoch war, wegen der noch vorhandenen relativen Menge guten Trinkwassers, weder die Zahl der Erkrankungen, noch, und zwar in höchst auffallendem Grade, die der Sterbefälle mit der Ausdehnung der Fieber und der Mortalität im Butjadingerlande zu vergleichen. Dasselbe konnte man selbst dort als durchaus wahr erkennen, wo der Saum der Geest noch von jenen Fluthen berührt, und durch die stagnirende und mit den schädlichen Stoffen geschwängerte Wassermenge mit Miasma beschenkt worden war, z. B. in der Gegend von Stotel (im Hannöverschen) war dies der Fall, und der Fieberstrich lief mit der Gränze parallel, die durch die topischen Exhalationen gezogen war. Was sollte nun in diesen Fällen und zu solcher Zeit, die für das Butjadingerland mit jeder anhaltenden Trockenheit eintritt, den Durst der Arbeiter stillen, Ersatz für das ungenießbare Wasser geben? Ein Gläschen Wein oder Branntwein ist das beste corrigirende und zugleich für die aufgewendete Kraft eintretende Ersatzmittel. Zwar



enthält guter Brantwein im Durchschnitt 50 Procent wasserfreyen Alcohol, Schmalbier nur 2 bis 4, Doppelbier 5 bis 8, englisches Tischbier 3,89, starker Porter (brown-stout) 6, und man dürfte also ein fehlerfreyes Bier als den Vorzug verdienend, wähen; rechnet man aber dagegen die Menge des Biers, das flaschenweise genommen wird, so möchte das Gleichgewicht so ziemlich wieder hergestellt seyn, zumal wenn man den Brantwein mit vorher abgekochtem und wieder abgekühltem Wasser vermengt. (An Eis ist für unsere Gegenden nicht leicht zu denken, da es zum Volksgebrauch in zu großer Menge auf Regierungskosten aufbewahrt werden müßte, aber doch herrlichen Ersatz für das schlechte Wasser geben würde.)

Um wieder auf die gänzliche Abschaffung geistiger Getränke zurückzukommen, so wird häufig nicht bedacht, daß die Natur ein plötzliches Aufgeben gewohnter Reize nicht ungestraft hinnehme, und daß Fälle bekannt sind, wo selbst das allmähliche Entwöhnen schlecht bekam; so erzählt Turine einen Fall, wo ein Mann, der täglich eine Flasche Brantwein getrunken hatte, sich dadurch entwöhnte, daß er in die erste Flasche 1 Kugeln, in die zweyte 2 zc. warf, bis die letzte ganz damit gefüllt war. Er verlor hierauf alle Haare, die Epidermis fiel lappenweise ab, die Haut wurde blau, brandig, und der Tod trat nach einigen Monaten ein. So schrecklich wird der Erfolg bey dem allmählichen Aufgeben des Uebermaßes höchst selten seyn; doch kann nicht genug gegen das jähe Fallenlassen der gewohnten Reizmittel gewarnt

werden, wie es mitunter auch im Butjadingerlande geschehen ist, wo manche, durch die Tractätlein in Hölleangst gebracht, sich plötzliche, gänzliche Enthaltbarkeit auferlegten.

Was nun die Marschgegenden betrifft, so führe ich noch an, daß es ausgemacht ist, daß in den toscanischen Maremmen, die aus Alluvialboden bestehen, die reicheren Leute sehr selten vom kalten Fieber befallen werden, da sie immer ihren guten Wein trinken, und das Sprichwort sagt: *La cattiv'aria e nella pentola!* Die Fieberluft ist im Topfe (Wassertopfe). Fast überall haben auch die Aerzte zur Abwehrrung des Fieberprincips guten Wein empfohlen, und den Soldaten, die in solcher Atmosphäre lagern müßten, eine größere Ration guten Weins, oder, in Ermangelung dessen, des Brantweins zu geben empfohlen, und auch wir können der arbeitenden Classe den zu theuren Wein nur durch ein Schnäppchen ersetzen. Den Mäßigkeits-Gesellschaften bleibe also die rühmliche Aufgabe, die Sitten so zu verbessern, daß das Uebermaß geistiger Getränke gescheuet werde, wie es zum Theil die Missionäre auf den Südseeinseln durch ihre Lehren vermocht haben.

Nachschrift: Professor Kranichfeld in Berlin hat kürzlich in einer kleinen Schrift dem Alcohol der gegohrenen Getränke und den daraus destillirten Flüssigkeiten zwey verschiedene Rollen und Wirkungsarten zugeheilt, worüber in der »Zeitschrift für gesammte Medicin zc.« bey einer anderen Gelegenheit eine Gegenerklärung erfolgen wird.

Ein paar Worte zu den Bemerkungen eines Landwirths im Butjadingerland in № 27. dieser Blätter.

Diese Bemerkungen tragen so sehr den Stempel der Erfahrung und Bescheidenheit eines kundigen Landmanns, daß Einsender hoffte, dadurch dem Wunsche ihres Verfassers gemäß auch Andere veranlaßt zu sehen, ähnliche Bemerkungen in diesen Blättern mitzutheilen. Besonders hätte er die Beantwortung der Frage unter 1. von einem Leser dies. Bl. in *Feverland* gewünscht, woher auch wohl über die unter 2. erwähnte Aweelsaat nähere Nachrichten kommen können. Ueber die schwedische Rübe könnte vielleicht aus *Kastede* Auskunft erteilt werden, wo man, dem Bernehmen nach, sie mit Nutzen baut. Es ist aber unangenehm, daß diese Blätter so wenig von wirklichen Landleuten benutzt werden, um ihre Bemerkungen und Erfahrungen gegeneinander auszutauschen und Niemand sollte sich davor scheuen, wenn auch seine Feder nicht ganz geübt wäre, denn einestheils verlangt man von einem practischen Landmann keine schöne Schreibart, andernteils hat ja der Hr. Herausgeber dies. Bl. die Güte, die eingesandten Beyträge von etwaigen Fehlern im Ausdruck zu reinigen und darum habe auch ich ihn bey Einsendung dieses gebeten.

Zu den practischen Landwirthten kann ich mich nun kaum rechnen, obgleich ich auf dem Lande wohne und die Landwirthschaft liebe. Diese Wohnung auf dem Lande ist durch meinen Beruf mir angewiesen, aber eben mein Beruf beschäftigt mich zu sehr, als daß ich mich mit der eigentlichen Landwirthschaft abgeben könnte, auch habe ich, obgleich ich auf der *Geest* wohne, nur wenig Land zu meinem Gebrauche und bin fast auf meinen Garten beschränkt.

Ich bin jedoch auch wohl einmal im Butjadingerlande gewesen und daher muß ich dem

Hrn. Verf. der Bemerkungen beystimmen, daß es ja einem vernünftigen Menschen nie einfallen kann, zu verlangen, daß die Butjadinger ihren Boden zur Anlegung von Hölzungen und Anpflanzung unfruchtbarer Holzarten mißbrauchen sollen. Dazu ist mir ja mein Garten auf der *Geest* schon zu gut, und selbst jedes cultivirte Land können wir vortheilhafter benutzen als zu Holzanzpflanzungen. Ich denke daher, man kann den Butjadingern die Holzpflanzungen nur so weit empfehlen, als sie dadurch Schutz für ihre Wohnungen und Gärten erhalten. Auch habe ich wohl gelesen, daß die Ausdünstungen der Bäume sehr beitragen sollen, die Luft zu reinigen und gesünder zu machen.

Auch sehe ich wohl ein, daß der Obstbau, den ich und einige meiner Nachbarn als Erwerb treiben, da wir das Obst in der nicht weit entfernten Stadt gut zu Gelde machen können, aus den, von dem Hrn. Verfasser angeführten Gründen, im Butjadingerland nie eine Erwerbsquelle werden kann, aber so viel Obst, als jeder Landwirth selbst gebraucht, kann er doch leicht ziehen. Zu der Erndte desselben wird er gewiß keiner Tagelöhner bedürfen, da jeder Hausgenosse gern auch außer den Arbeitsstunden dazu Hand anlegt, und zum Trocknen bedarf es eben keines großen Aufwandes von Brennmaterial, wenn dazu Vorkehrungen auf den Feuerherden und an den Defen gemacht werden, die wenig kosten. Mit getrocknetem Obst aber kann der Landmann die oft schweren und nicht wohl zu verdauenden Winterspeisen nicht nur verdaulicher, sondern auch angenehmer machen und so manche Krankheit verhindern, die nicht blos Kosten macht, sondern auch der Arbeit Hände entzieht.



Ich bin daher mit dem Hrn. Verfasser der Meinung, daß im Butjadingerland jeder Landmann bey seinem Hause einen Garten haben müsse, um so viel Gemüse zu ziehen, als er für seine Haushaltung im Sommer und Winter bedürfen möchte, ohne zu oft zu Mehl- und andern trocknen Speisen seine Zuflucht nehmen zu müssen. An der Nord- und Westseite dieses Gartens sey ein Obstgarten, geräumig genug, um nicht nur das Obst zu liefern, was zur Beförderung der Verdauung aus der Hand gegessen wird, sondern auch das, welches getrocknet im Winter die geschälte Gerste und die Mehlspeisen verdaulicher macht. Der Boden unter den Obstbäumen ist nicht verloren, sondern liefert im Sommer gutes Gras, welches für die Pferde gemähet werden kann. Im Gemüsegarten aber muß man keine Obstbäume haben, denn unter Bäumen kann kein gutes Gemüse wachsen und durch das Umgraben des Gemüselandes leiden die Bäume. Außerhalb des Obstgartens aber, gleichfalls nach Norden und Westen pflanze man Erlen und Weiden, so viel als zur Erlangung des Schutzes nöthig, aber nicht mehr. Der Abfall dieser Bäume ist zu Erbsensträuchen und als Brennholz zu benutzen und die Erlen geben Balschleten. Haut man sie dazu nach und nach, und läßt sie aus der Wurzel wieder aufschließen oder pflanzt sie gleich nach, so erhält die Schutzmauer sich immer jung und bekommt keine Lücken.

Gegen Süden und Osten aber muß sowohl der Gemüse- als der Obstgarten frey liegen, daß er den Einfluß der Sonne genießen könne.

Eschen muß man in der Nähe des Gartens nicht pflanzen, weil ihre Wurzeln zu weit in den Boden umhergehen und ihn entkräften. Wer Vergnügen an Lustgehölzen hat und Geld und Boden daran wenden kann, dem ist das natürlich wohl zu gönnen, aber er muß darauf Rücksicht nehmen, daß er dem Gemüsegarten nicht Licht und Wärme entziehe, also denselben gegen Osten und Süden frey lasse.

Um dem Hause Schutz zu geben, werden Ulmen, Eschen und Linden am meisten geeignet seyn. Eschen müssen aber dem Hause nicht zu nahe stehen, da die Wurzeln selbst unter Mauern durchdringen. Keine hohe Bäume müssen dem Hause so nahe stehen, daß sie demselben Luft und Sonne entziehen oder gar der Tropfenfall von denselben aufs Dach fällt. Dadurch werden die Wohnungen feucht, kalt und dunkel und die Dächer verderben. Liegen die Wohnstuben nach Süden, wie sie es immer sollten, und man wünscht Schatten zu haben, so wähle man dazu Linden, pflanze sie aber dem Hause nicht zu nahe und halte sie strenge unter der Scheere. Wenn das auch nicht schön aussieht, so ist es doch der Gesundheit zuträglich und die ist mehr werth als Schönheit.

Eingegangene Beyträge: Ueber die Vielheit der Taufnamen. — Fernere Erfahrungen über den Ertrag des schwedischen Rökens. — Der Asphalt von Seyffel und dessen Benutzung. — Das Schulgeld. — In der fürstlichen Begräbniskapelle. — Ein in der Anwendung leichtes Mittel, das Zufrieren der Feuersprizen zu verhüten. — Ueber Verbesserung der Moorniesen. — Ankündigung eines Centralblattes der Gewerbe- und Handels-Statistik in den deutschen Bundesstaaten.
